

***Und meine Seele spannte
weit ihre Flügel aus ...***
**Gottesdienstreihe in St. Martin
mit Gedichten von Eichendorff
in Schumanns Vertonung**
Gottesdienst am 14. August 2016
Mondnacht
Pfarrerin Ute Zöllner, Kassel

Liebe Gemeinde!

Der letzte Ton ist verklungen. Ruhe! Die Zeit steht still! Noch einen Moment innehalten. Aushalten. Den Zauber genießen. Wie schön das war! Wie ergreifend und berührend! Geht es noch inniger? Schöner und reiner? Fast überirdisch schön. Worte und Töne wiegten die Seele, die nun, beim letzten Ton, ankommt – zu sich kommt. Die Seele ist daheim. Alles rundet sich. So harmonisch ist es, so vollkommen. Aufgehoben fühle ich mich, geborgen in einem größeren Ganzen. Nicht bedroht, nicht fremd, sondern ganz bei mir. Thomas Mann nannte das Gedicht denn auch „die Perle der Perlen“ und in der Melodie Schumanns ist es zum romantischen Lied schlechthin geworden.

Jedes Mal, wenn ich die Mondnacht in seiner Vertonung höre, dann rieselt es, dann schwankt die Hautempfindung zwischen warm und kalt. Eichendorffs Gedicht bringt Saiten in mir zum Klingen, die mich berühren. Ich kann mich dieser Wirkung gar nicht entziehen. Warum auch? Doch dann läßt das Rieseln nach. Die Realität stellt sich wieder ein. Das Lied ist verklungen, die Verse sind vorbei. Einfach immer wieder von vorne hören, nicht enden wollen mit dem Zauber? Keine Lösung, die Spannung muß ausgehalten werden, denn sie steckt bereits im Gedicht selber. Aber was für ein Bogen, der da vom Himmel zur Erde geschlagen wird und beide miteinander verbindet. Und alles beginnt mit einem Kuß.

Der Himmel küsst die Erde - still, mit Bedacht. Er beugt sich zu ihr hinunter und sie, die Erde läßt es sich gefallen, gibt sich dem Kuß hin, der sie zum Schimmern bringt. Blütenschimmer. Der Himmel küßt die Erde und sie beginnt sehnsüchtig von ihm zu träumen, eine romantische Affäre.

Wach – im Traum, ein eigenartiger Bewußtseinszustand. Kann ich mich verlassen auf das, was ich sehe? Stimmt meine Wahrnehmung noch? Täusche ich mich nicht? So schnell erliege

ich meinen Phantasien, die sich vorwitzig in die Realität drängen. Die Sehnsucht nach der Aufhebung aller Grenzen, denen von innen und außen und denen von oben und unten. Schweben, über den Dingen sich befinden, das kann entgleisen. Die Seele verliert sich in ihrem Wunsch nach Allgegenwärtigkeit.

Das Mondlicht stellt diesen eigenartigen Schwebезustand zwischen Wachen und Träumen her, so gewollt von Eichendorff mit dem Stilmittel der Möglichkeitsform – „es war, als hätt der Himmel“. Der Mond, selber gar nicht benannt, gibt der Welt einen hellen Schein. Er ist die Sonne der Nacht und eröffnet einen Raum, in dem sich Wunderbares ereignet: Die vergängliche Welt wird wachgeküßt. Grenzen verschwimmen. Raum und Zeit vereinigen sich und verschmelzen miteinander.

Zum Vorschein kommt in der zweiten Strophe die Erscheinung der äußeren Natur, der Luft, die durch die Felder geht, die sich sacht wiegenden Ähren, leise rauschende Wälder. Die Bewegung findet auf dem Boden statt, nun doch in der Realität angekommen: „so sternklar war die Nacht“. Aufgewacht, der Traum ist vorbei.

Eichendorff lebte in Berlin, als er an der Mondnacht arbeitet. Er hatte sich in den, von ihm wenig geliebten, preußischen Staatsdienst begeben, um Willen der Absicherung seiner und der Familie Existenz. Er hatte eine Heirat abgelehnt, die helfen sollte, das Erbe zu retten. Die Familiengüter – die waren inzwischen lange verpfändet und verkauft. Der Vater hatte sich mit seinen vielen Immobilien verspekuliert und war Wucherern in die Hände gefallen, auch Schloß Lubowitz war ihnen nicht geblieben - Mutters Erbe. Eichendorff trauert. Er trauert um seine verlorene Kindheit. Eichendorff sehnt sich nach der Heimat - und dem Himmel.

Eins zu sein mit der Welt, das haben wir alle einmal erlebt: Vor unserer Geburt, kurze Zeit nach unserer Geburt. Jedoch: das harmonische Ineinander wird, je weiter wir uns entwickeln, zunehmend in Frage gestellt. Denn wir nehmen wahr, und dies als Ausdruck von seelischer Reife, dass es einen Unterschied gibt zwischen dem, was ich bin, und dem, was ich nicht bin. Ein Prozeß der Auseinandersetzung mit diesem Konflikt beginnt. Doch jedes Erleben von Beziehung bleibt unterlegt von der Sehnsucht nach einem harmonischen, ungestörten Miteinander von Mensch und Mensch, von Mensch und Natur, von Gott und Mensch. „Dieser unio mystica, der Erneuerung der harmonischen Verschränkung der Person mit (...) ihren Liebesobjekten gilt das Sehnen der ganzen Menschheit.“ (Michael Balint)

„Nicht aber allein sie, die Schöpfung, sondern auch wir selbst, die wir den Geist der Erstlingsgabe haben, seufzen in uns selbst und sehen uns nach der Kindschaft, der Erlösung unseres Leibes.“ Röm 8,23 Die Sprache des Glaubens und die Sprache der Dichtung liegen dicht beieinander. Sie sprechen aus der Seele, diesem eigentümlichen Raum aus Gefühl, Empfindung, Erinnerung und Wahrnehmung, den wir so gerne im Körper lokalisieren möchten und uns am liebsten irgendwie gegenständlich vorstellen. Diese Sprache weiß auch um die engen Grenzen und den Wunsch der Seele, über sich hinauszugehen, dem Seufzen zu entkommen, um endlich anzukommen im Unendlichen.

Szenenwechsel: Haltestelle `Am Stern`. Die Tram bremst, die Türen öffnen sich. Viele Menschen steigen aus. Eine junge Frau steigt ein, ergattert einen Sitzplatz. Die bunten Haare und ihre außergewöhnlichen Kleider fallen auf. Den orangebunten Rucksack platziert sie auf ihrem Schoß. Sie greift hinein und zieht ein Buch heraus. Ich erkenne den Titel: „Das Kind in dir muß Heimat finden“. Ich lese weiter: „Der Schlüssel zur Lösung (fast) aller Probleme“. Die junge Frau vertieft sich in das Buch, verläßt irgendwann die Tram.

Neugierig und angeregt, wohl auch durch die Beschäftigung mit Eichendorff, finde ich später über die Suchmaschine heraus, dass das Buch auf Platz 2 der Spiegelbestsellerliste steht. Sein Thema ist seit Jahrzehnten ein Highlight der Ratgeberliteratur. Die Autorin Stefanie Stahl wendet sich an die Menschen, deren Bedürfnis nach Heimat und Geborgenheit ungestillt bleibt. Und macht sich mit ihren Lesern auf den Weg zu dem, was sie inneres Kind nennt. Sie will dessen tiefen Sehnsüchte und Verletzungen aufspüren. Will helfen, diese zu akzeptieren und sie „zu einem gewissen Grad“, wie sie sagt, „sogar heilen“. Hier ahnt eine von dem Konflikt zwischen innen und außen, zwischen der, die ich bin, und der, die ich nicht bin.

Wir seufzen in uns selbst, schreibt Paulus an die Christen in Rom, und sehnen uns nach der Kindschaft, der Erlösung unseres Leibes. Paulus weiß um die gewaltige Distanz zwischen Gott und Mensch. Und Eichendorff, der gläubige Katholik? Auch er weiß schmerzlich um die Unterschiede und gibt nicht auf, eine wunderbare Verbindung zwischen der inneren und der äußeren Realität zu finden. So wird seine innere Welt zur äußeren Landschaft, in der Himmel und Erde, Natur und Seele, Gott und Mensch verbunden sind. Schumann interpretiert seine Linien in schwingenden Bögen und macht die musikalische Komposition zum Mittelpunkt seines Liederkreises.

Der Kuß des Himmels am Anfang und die sacht wogende Natur in der zweiten Strophe bilden den Hintergrund, auf dem sich nun die Seele ausbreiten und weit spannen kann. Die Seele hat Flügel, sie fliegt durch die stillen Lande. So möchte sie bei sich selber ankommen, das innere Kind beruhigen, seine Bedürfnisse stillen. Immer aufs Neue von der Sehnsucht bewegt, ein Ineinander von innen und außen zu finden, entkommt sie allerdings den Unterschieden nicht. Von dem, was sie ist, und dem, was sie nicht ist. Sie entkommt dem Zweifel nicht, sie entkommt der Anfechtung nicht. „Eichendorff ist kein Dichter der Heimat, sondern des Heimwehs, nicht des erfüllten Augenblicks, sondern der Sehnsucht, nicht des Ankommens, sondern der Abfahrt.“ (Rüdiger Safranski)

Die Seele entkommt nicht ihrer Möglichkeit, über sich selber nachdenken zu können und zu müssen. Sie entkommt der Fremde nicht. Die Seele fliegt nicht nach Haus. Es ist, „als flöge sie nach Haus“. Am Anfang und am Ende der Konjunktiv, keine Sprache der Daten und Fakten. Es ist der Mond, der diesen Raum aufspannt, in dem wir zwischen Wachen und Träumen, zwischen Himmel und Erde, zwischen Gottsuche und seiner Menschenfreundlichkeit immer wieder ein inneres Gleichgewicht finden müssen. Und in Geduld entdecken, dass wir von Gott geliebte Geschöpfe sind.

Suchend fliegt die Seele durch die Lande, bis sie entdeckt: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.“ Mtth. 24,35. Erfüllte Stille! Gott ist mit seiner ewigen Heimat schon mitten unter uns.

Amen

Pfarrerin Ute Zöllner, Kassel